

Das helfende Wort kannst du dir nicht selber sagen.
Afrikanisches Sprichwort

Ein Mensch kann mit Mangel und mit Krankheit leben;
aber an Einsamkeit geht er zugrunde.
Harald Ring

Den Liebenden und den Sterbenden soll man beistehen
und alle anderen Unterschiede aufheben.
Hanns Dieter Hüsch

„Aufatmen und frei sein. Wege heilender Gemeinschaft im Geist Christi“

1. Ausgangspunkt: Ein Wunsch

„Ein Thema, das ‘dran’ ist“, sagten die einen, „wir sind verkrampft und sehen vieles verbissen. Was haben wir nötiger als Aufatmen und Freisein?“

„Ein Thema, das uns überhaupt nicht hilft“, sagten die anderen, „es verunklart; es verschweigt, wovon wir als Christen leben. Ist es überhaupt ein christliches Thema oder eins, das ein Zeitgeist uns eingibt?“

Ich kann mich nicht erinnern, daß ein Konferenzthema im Vorfeld einmal so umstritten war. Das war von den Vorschlagenden mit Sicherheit nicht gewollt.

Sondern am Anfang steht ein Wunsch: der Wunsch danach, in einer heilenden Gemeinschaft leben zu können. Es ist ein wohlmeinender Wunsch, der andere einbezieht – entgegen der Tendenz, sich voneinander abzusetzen und das Gute allein haben zu wollen.

Wer diesen Wunsch nachempfindet, ist verwundert und irritiert oder traurig: Wie kann er nur so mißverstanden werden? Etwa als Ausdruck von Unverbindlichkeit und Nachlässigkeit, von kindischer Sehnsucht nach einer heilen Welt, mit der Konsequenz, sich aus allem, was nach Mühe aussieht, mit einer vornehmen Geste herauszunehmen und zu sagen: „Das ist *dein* Problem!“

Um das Reizwort auszusprechen: das Thema riecht manchen zu „westlich“, konfliktscheu, zu sehr nach Schein statt Sein. Unglücklicherweise wird das scheinbar bestätigt, wenn es auch noch illustriert wird durch ein buntes Foto¹, das *vielleicht* als Waschmittelwerbung taugt, aber nicht dafür: Himmel blau, Luft lau, eitel künstliche Fröhlichkeit auf (natürlich!) jungen Gesichtern, kein Stäubchen auf der unnatürlich blitzsauberen Modekleidung. „Es ist Frühling und wir sind so frei!“² Deshalb sollen wir ja jetzt auch „Freizeiten“ sagen statt „Rüstzeiten“ ... – Sind wir frei?

Ich bin nicht dabei, Satire zu üben. Ich möchte vielmehr die Aversionen aussprechen, die ohnehin in uns aufsteigen.

Aversionen gibt es ja nicht nur auf der einen, sondern auch auf der anderen Seite:

Das war ja klar, daß es auch an diesem Foto etwas auszusetzen gibt. Man kann es ihnen einfach nicht recht machen. Sie sind so verbiestert und nörglerisch, es ist zum Davonlaufen! An jeder Ecke

Gelöscht: der
Gelöscht: eines locker-flockigen Konsumismus
Gelöscht: dürfte das Gegenteil von dem sein, was die
Gelöscht: wollten

¹ Titelbild der Osterausgabe von »Wort und Weg«, 16.4.1995

² Wahlslogan der F.D.P. (Ost) 1990

kommt der Weltschmerz hoch, jedes Thema wird sonst wie hoch angebunden – Freikirchenprinzip, Versetzungssystem, Dienstauffassung, Opfer bringen, Leiden, Kreuz ... wenn *alles immer* 'theologisch korrekt' begründet werden muß, vergeht einem sogar daran die Freude, an der Theologie nämlich! Ist es denn denkbar, daß wir in der Kirche von „heilender Gemeinschaft“ reden wollen und dabei etwas anderes meinen sollten als „im Geist Christi“³?

Es ist gar nicht so schwer, neben die eine die andere Karikatur zu stellen. Nur bedarf es größerer Anstrengung, diese Karikaturen nicht mit den Menschen zu verwechseln, die uns oft wie jene vorkommen. – Wir sind mitten in der Sache! Ich komme darauf zurück!

Zunächst aber [bin ich froh, daß](#) der Zusatz, den der Ausschuß für theologische Fragen schließlich gefunden hat, alle Möglichkeiten des Themas offenhält. Ich bin froh, daß die Bedenken dem Thema gegenüber nicht zu einer Verengung oder Abgrenzung geführt haben. Froh bin ich [besonders](#) darüber, daß so doch auf die Gemeinsamkeit mit den anderen Konferenzen geachtet wurde. Ich halte das nicht für nebensächlich. Wir müssen uns der Wirkung der Zeichen stärker bewußt werden, die andere von uns aufnehmen. Wir brauchen nicht das Bedürfnis, Zeichen zu setzen, als Pflichtübung zu deuten. Damit würden wir uns um Chancen ärmer machen, die vielleicht nur nicht auf Anhieb als solche erkennbar sind.

Gelöscht: weiterhin

Am Anfang stand ein Wunsch. Er gilt uns. Wir dürfen uns eingestehen, daß wir ihn haben.

Die Last, die du nicht trägst

Was bedrückt und belastet so, daß der Wunsch in den Mittelpunkt gestellt wurde, aufatmen zu dürfen, frei sein zu können? Daß es hier nicht einfach um Pflichtscheu geht, kann uns folgende Überlegung zeigen:

Ich denke, daß diese beiden Verben immer eine *Reaktion* beschreiben, nicht ein *Vorhaben* oder einen Entschluß. „Da konnte ich aufatmen“, sagt jemand, und es ist deutlich, daß er das vorher nicht konnte und daß etwas, das einfach zu schwer war, ihm den Atem nahm.

„Ich wünsche dir, daß du aufatmen kannst“, sagen wir, und meinen damit: was dir schwer auf der Brust liegt, soll weichen.

„Ich will nur endlich einmal aufatmen“ – dieser Entschluß machte nicht viel Sinn, könnte Wirkung höchstens durch kräftige Autosuggestion entfalten – es sei denn, ein großer Druck *ist* schon gewichen, das, was am freien Atmen gehindert hat, ist nicht mehr da, aber die Veränderung ist noch nicht bei mir angekommen, noch nicht begriffen geschweige verarbeitet. Dann hätte es Sinn, sich selber oder jemand anderes aufzufordern: „Atme auf, hol wieder Luft, du erstickst mir noch!“

Das Wort „Aufatmen“ weist über sich hinaus. Ähnliches könnte zu „frei sein“ gesagt werden. Frei bin ich nicht durch Gutzureden, nicht durch einen Entschluß oder eine Anstrengung des guten Willens. „Laßt uns frei sein!“, wäre eine alberne Losung, die wenig Wirkung zeigen würde. Anders der Ruf: „Laßt uns erkennen, wie frei wir wirklich sind!“⁴

Im Hintergrund unseres Themas steht ja ein Text aus dem Matthäusevangelium (11, 28), der in der Übertragung durch Jörg Zink lautet:

Kommt her zu mir alle, die ihr müde seid
und ermattet von übermäßiger Last.
Aufatmen sollt ihr und frei sein.

³ „Aufatmen und frei sein. Wege heilender Gemeinschaft“ ist vom Planungsrat der Zentralkonferenz als Thema aller vier Jährlichen Konferenzen vorgeschlagen worden. Daran wurde bereits gearbeitet, bevor ostdeutsche Delegierte teilnahmen. Der Unterausschuß der OJK für theologische Fragen setzte wegen inhaltlicher Bedenken hinzu: „... im Geist Christi“.

⁴ Galater 5,1: "Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und laßt euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!"

Das haben wir freilich anders im Ohr: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Jede von uns hat diese Worte schon gehört, jeder hat ein Verständnis davon. Je nachdem, in welche Stimmung, in welche Lage hinein wir diese verheißungsvolle Aufforderung gehört haben, löste sie Unterschiedliches in uns aus:

Viele von uns kommen in den Gottesdienst mit dem Bedürfnis, zur Ruhe zu kommen.

Der Alltag soll unterbrochen werden, seine Anforderungen sollen einmal schweigen. Etliche unter uns sind vom Beruf – der Erwerbstätigkeit – bis an die Grenze des Leistbaren gefordert. Dann hören wir Jesus als den, der uns versteht, unsere Lage kennt und uns auf eine andere Dimension unseres Lebens anspricht: im Gottesdienst haben wir nicht vorrangig etwas zu *tun*. Wir sind Menschen, auch ohne etwas zu leisten. Dem entspricht wohlthuend, daß das bekannte „Ich will euch erquicken“ wörtlich übersetzt heißt: „Ich will euch Ruhe geben, ausruhen lassen“.

Viele der Gottesdienstbesucher, an manchen Orten die Mehrheit, sind alt. Ihnen ist etliches nicht mehr zuzumuten. Ihnen besonders kommt es entgegen, wenn in der Kirche vor allem etwas zu *hören* ist. Sie tragen inzwischen ihren Körper als Last, der ihnen hier und da Mühe macht, nicht mehr will, wie sie – wenn auch immer seltener – noch wollen, der Narben hat und gezeichnet ist von Mühe und Arbeit. Sie hören Jesus als den, der alle Menschen in gleicher Weise als hilfsbedürftig ansieht und trösten kann darüber, daß alles einmal zu Ende geht. Das unmodern gewordene Wort, hier ist es noch zu hören: „Ich will euch erquicken.“

Der Satz ist Bestandteil unserer Abendmahlsliturgie geworden. Essen und Trinken weisen dabei darauf hin, daß wir auf Gottes Segen angewiesen sind – im Blick auf die Nahrung, auf das tägliche Brot, aber auch darauf, daß wir Nahrung brauchen in mehr als einer Hinsicht: „Kein Mensch lebt allein von Brot, sondern davon, daß er angesprochen wird (und immer schon ist!) von Gott, der Himmel und Erde – und so auch uns – gemacht hat.“ Wir brauchen Nahrung für Leib, Seele und Geist. Da hören wir Jesus als den, der dieses Wort von Gott zu unserer Seele spricht, zugleich dieses Wort selber ist mit seinem Leben, das er uns mit-teilt: „Ich will euch erquicken.“

Dies alles sind mögliche Verständnisse des einen Satzes. Viele von uns können ihn aus ihrem Leben nicht mehr wegdenken, sie haben ihn gefeiert und als wichtig erfahren. Möglich, daß auch die, für die der Evangelist schrieb, ihren Meister so hörten und verstanden.

Und ohne das eben Gesagte abzuschwächen, ist festzustellen: im Evangelium selber hatte der Satz zunächst einen anderen Sinn. Woher rührt dieses lästige Sich-Abmühen, vor dem Jesus Ruhe schenken will? Die Stelle, die hier als Erklärung mitgehört werden muß, ist das 23. Kapitel, davon besonders Vers 4:

¹Da redete Jesus zu dem Volk und zu seinen Jüngern ²und sprach: Auf dem Stuhl des Mose sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. ³Alles nun, was sie euch sagen, das tut und haltet; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht handeln; denn sie sagen's zwar, tun's aber nicht. ⁴Sie binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf die Schultern; aber sie selbst wollen keinen Finger dafür krümmen. ⁵Alle ihre Werke aber tun sie, damit sie von den Leuten gesehen werden.

Für den Evangelisten waren die „Lasten“ und „ermattenden Beschwernisse“, die Jesus bei seinen Zuhörern anspricht, in erster Linie das *Gesetz*, durch dessen Auslegung das Leben des Volkes *Gott* gegenübergestellt wurde. Jörg Zink hat deshalb in seine Übertragung Klammerbemerkungen eingefügt:

Kommt her zu mir alle, die ihr müde seid
und ermattet von übermäßiger Last
(die ihr seufzt unter harten Geboten
und unter der Angst, es Gott nicht recht zu machen).
Aufatmen sollt ihr und frei sein.

Dadurch, daß Menschen sie auslegen, werden die Gebote hart. Und, wie auch immer: durch ihr *Verhalten* legen Menschen Gebote aus. Eine Illustration dazu konnten wir in den Karikaturen sehen, die Menschen voneinander entwerfen, für die sie sich gegenseitig halten, mit deren Hilfe sie einander verurteilen.

Denen, die das Gesetz *bewußt* auslegen, die auf den Zusammenhang mit dem täglichen Verhalten besonders achten, wirft Jesus vor, daß „sie’s zwar sagen, aber nicht tun“. Das scheint ein unsinniger Vorwurf zu sein. Die Pharisäer hätten nie eine so einflußreiche Bewegung sein können, wenn sie nicht der Mehrheit des Volkes gerade durch ihr Verhalten, durch ihr vorbildliches Handeln Eindruck gemacht hätten. Und doch, so stellt Jesus schneidend fest, sind sie ungläubwürdig.

Was uns an denen, die uns *gesetzlich* begegnen, so belastet, ist ja auch nicht, daß bei ihnen Wort und Tat auseinanderfallen. Im Gegenteil!

„Du *mußt* das auch mal positiv sehen“, sagt uns jemand. Und lächelt auch noch. Wohlwollend. Das ist das Schlimmste. Er *sieht* es positiv! Und wie! Und ist mir damit immer ein Spiegel, wie düster ich doch bin, wie gehemmt durch Vorbehalte und gar nicht fröhlich, so kein bißchen leicht. Wenn er doch auch mal eine dunkle Stunde hätte!

„Wenn man nur will, geht es auch“, sagt uns jemand anderes. Ach, wenn er doch an *einem* Tag einmal im Bett sich räkeln würde! Aber nein: schon steht er wieder auf dem Baugerüst. Macht das alles ganz alleine. Er kuckt so angestrengt auf mich herunter, daß ich mich schäme, Freude am Frühling zu haben. Aus jeder Pore atmet er Pflichtbewußtsein. „Alles eine Frage der Einstellung“, von der ich weiß, daß ich sie nicht habe.

Nein, daß sie am Sabbat Ähren gerauft hätten, wäre der letzte Vorwurf, den man denen machen könnte, die auf das Verhalten seiner Schüler Jesus vorwurfsvoll hinwiesen. Sie haben recht auf ihre Weise. Selbst das konzidiert Jesus: „Was sie euch sagen, das tut und haltet.“ Aber tut es nicht so wie sie. Nämlich um von den Leuten gesehen zu werden.

Das man andere verurteilt, selber aber eine Verurteilung nicht aushält; daß man andere tadelt, selbst aber auf nichts anderes bedacht ist, als untadelig zu *erscheinen*; daß man per Gesetz andere von sich ausschließt und dabei behauptet, es wäre für das *Allgemeinwohl*; daß du am wenigsten dann für andere Verständnis aufbringst, wenn du (tatsächlich!) recht hast, so entsetzlich recht, wenn *deine* Pflicht getan ist: das ist die Last, die du *anderen* aufbürdest, die Last, die du nicht trägst.

Verheißung (Das Joch ist bequem!)

Menschen legen mit ihrem Verhalten Gebote aus, leben das, was das Gesetz für sie ist. Sie sind dazu bestimmt und beauftragt. Jesus läßt es dabei: „Was sie euch *sagen*, das tut und haltet.“ Habt keine Angst davor, dem Gesetz handelnd gegenüberzustehen.

Längst zieht der Einwand nicht mehr – und hat es wohl nie wirklich getan –, daß die Gebote ohnehin nicht zu erfüllen wären. Menschen haben das Gegenteil gezeigt: haben Gebote mit Leben erfüllt, mit ihrem Leben. Mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen? Schon möglich, daß „man“ das nicht kann.

Und doch hat kein christlicher und vielleicht auch kein anderer Text auf die politischen Vorgänge unseres Jahrhunderts solchen Einfluß gehabt wie eben diese Passage aus der Bibel. Drei Menschen haben das auch für das gesellschaftliche Bewußtsein offensichtlich gemacht⁵: welche Wirkung die Bergpredigt entfaltet, wenn sie der Text ist und das eigene wie das öffentliche Leben der Kontext.

Umgekehrt paßt sie freilich schlecht hinein in unsere Welt: wenn sie als „Aber-Auch“-Aussage in einem schon fertigen Konzept keinen Platz mehr findet. Aber selbst dann noch ist sie eine Hoffnung, die von Gott in unsere Welt hineinragt: „Ich fürchte eine Welt, in welcher der permanente Widerspruch des Gekreuzigten *nicht* mehr vernehmbar wäre.“ (Kurt Marti)

⁵ Gedacht ist an Mahatma Gandhi, Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther King.

Der Widerspruch des Gekreuzigten richtet sich dagegen, daß durch die Meinung, die Gebote seien *nicht* erfüllbar, sie von vornherein als „uns nicht betreffend“ erscheinen. „Auf unser Leben und seine Formen der Verantwortung ist das nicht anwendbar.“ Aber ja doch! Sie sind es.

„Nehmt auf euch *mein* Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Oder noch einmal aus der Übertragung von Jörg Zink:

„Dient Gott, wie ich ihm diene, ich will es euch lehren.
Ich herrsche nicht über euch
und Gott ist mir nahe in liebender Demut.
Aufatmen sollt ihr.
Denn Gott zu dienen wie ich ist schön,
und leicht ist die Last, die der Glaube mir nachträgt.“

Vielleicht wundert es etliche, daß ich jetzt die Gebote, die Jesus aus der Schrift zitiert, einfach so identifiziert habe mit dem, was er selber sagte und lehrte. Heißt der Widerspruch des Gekreuzigten in der Bergpredigt nicht: „... ich aber sage euch.“? Richtet er nicht ein *neues* Gesetz auf, nachdem er das alte abbrach? An manchen Stellen scheint es so. Um so deutlicher läßt deshalb der Evangelist Jesus diesem Mißverständnis entgegenhalten: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen wäre, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“

Doch auch dagegen richtet sich der Widerspruch des Gekreuzigten: daß durch die Meinung, die Gebote seien *erfüllbar*, sie immer schon als *getan* erscheinen. Jesus weist nach, daß keins der Gebote je als erfüllt angesehen werden kann. Oft ist formuliert worden, Jesus „verschärfte“ das alttestamentliche Gesetz⁶:

Weil er das Töten schon entdeckt in seiner sprachlichen Vorbereitung.

Den Ehebruch bereits im unbeherrscht-lüsternen Blick.

Im juristischen Fixieren der Ehescheidung (damals einseitiges Recht des Mannes) sieht er ein Provokieren von Ehebruch – nämlich durch die unfreiwillig geschiedene Partnerin, wenn sie sich neu bindet.

Im Schwören macht er den geheimen Vorsatz aus, es ohne Schwur mit den Worten nicht so genau zu nehmen.

Der Umgang mit Gewalt ist nach Jesus nicht dann befriedigend, wenn die Verhältnismäßigkeit der Mittel gewahrt bleibt, sondern erst durch den Gewaltverzicht.

Und die Liebe schließlich ist nur dann Liebe, wenn sie *jeden* Menschen einschließt, auch den, der mir übelwill, der gegen mich kämpft, der mich verfolgt.

Was ist daran leicht, was bequem, angenehm, sanft? Bürdet hier *Jesus* eine Last auf, die niemand tragen kann? Zumindest er selbst sieht es offenbar anders:

„Gott zu dienen wie ich ist schön,
und leicht ist die Last, die der Glaube mir nachträgt.“

Jesus erfüllte das Gesetz mit seinem *Leben*. In seinem Mund werden die zitierten Gebote aus einer scheinbar sachlichen Angelegenheit zu einem ganz persönlichen Anliegen. Die Frage: „Was ist verboten, was ist erlaubt?“, stellt sich nicht mehr. Sogar die Frage: „Was muß ich Gutes tun?“⁷, weist Jesus ab: Du mußt nichts Gutes tun. Alle denken, *sie* müßten das Gute tun. Dabei muß das Gute nicht *getan* werden, es ist da: „Warum fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur einer.“

Die Frage ist nicht: Was *muß* ich tun? Sondern: *Wie* bleibe ich in dem, der mich und alles *gut* ge-

⁶ vgl. Matthäus 5, 21 - 47

⁷ Matthäus 19, 16

schaffen hat? Wie kann ich überwinden, daß ich von dem getrennt lebe, was neben mir und um mich ist?

Warum habe ich es nötig, mich mit herabsetzenden Worten von meinen Mitmenschen zu unterscheiden? Wie und weshalb bin ich interessiert daran, Trennungen zu vollziehen, Aus-einander-setzungen zu provozieren? Wieso habe ich an den intimen Bindungen, die ich längst eingegangen bin, nachlassendes Interesse? Wieso meine ich, daß meine Schmerzgrenze der Maßstab dafür ist, wann ich zu lieben aufhören kann? Kenne ich meine Schmerzgrenze überhaupt?

„Ich aber sage euch, daß ihr *nicht widerstreben* sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.“

Irgendwie fühlen sich Menschen dem Bösen gegenüber stärker – in maßloser Überschätzung der eigenen Kräfte: als ob es mit ein wenig gutem Willen oder einer kräftigen Anstrengung schon aus der Welt geschafft werden könnte. Dabei ist das, was sie als „Böses“ fürchten, in ihnen selber, geht als Schatten immer mit.

„Ich aber sage ich euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Gott macht diese Unterschiede nicht, an die wir gewöhnt sind und die wir für konstitutiv halten, für sinnvoll und notwendig. Sie *trennen* uns von unserem Sinn, und sie machen uns die Not, gegen die wir zu kämpfen meinen. Unser Sinn ist, daß wir unseren Schatten erkennen und – lieben lernen. Mit der Feindesliebe an uns selbst beginnen.

„Es gibt gar nichts zu verändern und zu verbessern – außer der eigenen Sichtweise.“ „Das macht den Weg zum Heil so schwer – daß man durch die Schuld hindurch muß.“ „Der Mensch ist sündig, ist schuldig – doch gerade diese Schuld zeichnet ihn aus, da sie das Unterpfand seiner Freiheit ist.“⁸

Denn wer Jesus folgt mit seinen Gedanken, Gefühlen und Kräften, wird wissen, daß er immer im Sinne des Gesetzes schuldig ist, aber wird sich davon nicht entmutigen lassen. Wird immer wieder Trennendes aufheben und von vorne beginnen, die Gegensätze auszuhalten. Wer Jesus folgt, weiß: Ich bin schuldig. Also kann ich etwas dafür. Und ich kann etwas dagegen. Wer sagt: „Ich kann nichts dafür“, gibt die Verantwortung ab *und* die Möglichkeit, Einfluß zu nehmen, an der Misere etwas zu ändern. *Deshalb* ist tatsächlich die Schuld ein „Unterpfand der Freiheit“. Verschwiegene, versteckte, verheimlichte Schuld ist ein Gefängnis, gebaut aus Steinen unserer Angst. *Eingesehene* Schuld dagegen ist der Beginn einer Befreiung, die Chance zum Aufatmen und Freisein.

Jesus, so sagt das christliche Bekenntnis, trug „die Sünde der Welt“. Er suchte keine Ausflüchte, leugnete nichts, stritt nichts ab – er nahm „alle Schuld auf sich“. So war er der freieste aller Menschen. So schuf er *den* freien Menschen, der wir nun sein können. Jesus ist insofern unser Schöpfer, als er der erste war, der in dieser Weise frei handelte, frei redete, frei Werte setzte und sie lebte.

Jesus erfüllte das Gesetz mit seinem Leben. Er widersprach dem, was festzustehen scheint, aber er widerstand nicht dem Bösen. Er kannte seinen Schatten⁹, kannte die Versuchung, das Böse etwa in Gestalt des verzweifelten Brotmangels aus der Welt schaffen zu wollen; kannte die Versuchung, sich vor Gott für etwas Besonderes (jemand über andere Erhabenen) zu halten; kannte die Versuchung, dem Zwiespalt¹⁰ zu dienen und damit über die Welt zu herrschen, wenn auch dabei das Leben der Seele verloren geht; er schaute diesem seinem Schatten ins Gesicht und überbrückte den Graben. Er

⁸ Dethlefsen/Dahlke, Krankheit als Weg, München 1983, S. 51, 71, 73.

⁹ Matthäus 4, 1 - 11

¹⁰ „Teufel“ (grch. diábolos) = „Der Durcheinanderwerfer“ mit Symbolen der Zweiheit/Gespaltenheit: Hörner, Hufe, Gabel u.a.

wußte von sich, daß er versuchlich ist, aber ließ sich nicht davon abbringen zu vertrauen – dem, der alle Gegensätze umspannt, der seine Sonne aufgehen läßt über „Böse“ und „Gute“ und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.

Die, die bisher Jesus folgten bis dahin, daß sie die Feindesliebe als keineswegs weltfremd und unpraktisch, sondern als *das* Mittel erkannten, das den Zwiespalt heilt – den Zwiespalt der Welt, der mitten durch unser Herz geht und keineswegs vor uns, hinter uns, rechts von uns oder links von uns verläuft –, diese Menschen zeigten, daß die Gebote nicht nur für Jesus selbst ein gangbarer Weg sind, sondern für alle Menschen. Allerdings nicht ein Weg, der innerhalb dieser Welt schon ans Ziel kommt. Diese Menschen scheiterten, verloren ihr Leben und wußten, daß sie es nur so gewinnen. Diese Menschen waren – und sind – die Zeugen und Boten der Freiheit, die Jesus in die Welt brachte.

Jesus erfüllte das Gesetz mit seinem Leben. Sein Joch ist zum Arbeiten da, aber es ist bequem. Seine Last *ist* eine, aber sie ist leicht zu tragen. Der Glaube „trägt sie ihm nach“. Und die Verheißung geht seither mit jedem neuen Menschen mit, daß dieser sie für ihn ebenfalls tragen kann. Daß er, daß sie erfährt: „Gott zu dienen wie ich – ist *schön!*“

4. Was neu klingt: „Vorurteil und Streit“

Mir begegnet im Alltag häufig ein Seufzen und Stöhnen über Lästiges und Lasten, über Belastung und Überlastung. Genauso häufig begegnet mir die Scheu davor, nach den Ursachen zu forschen oder, wenn man sie kennt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Denn Angebote, daß jemand helfen könnte, werden viel häufiger abgeschlagen als angenommen.

Manchmal ist sogar der Satz zu hören: „Mir kann niemand helfen.“ Möglicherweise trifft das zu: wenn es um eine Last geht, die dem betreffenden Menschen bestimmt ist, für die er sich beauftragt weiß, wo er bzw. sie auch weiß, *wie* diese Last zu tragen ist. Solch ein Mensch aber wird kaum über Überlastung klagen.

Viel wahrscheinlicher ist es, daß gar keine echte Last getragen wird, von der es wichtig wäre, daß sie aufgehoben und befördert wird. Meist handelt es sich um das Bemühen, einen verinnerlichten Anspruch nicht aufgeben zu müssen: „Ich schaff’ das schon.“ Was heißt: Ich will mir keine Blöße geben. Ich will nicht, daß die anderen wissen, wie es mir wirklich geht. Was sollen denn die Leute von mir denken!

Ein verinnerlichter Anspruch, der nicht hinterfragt werden soll, der oft genug gar nicht bewußt ist als etwas, das *in mir* wohnt und fordert und mich umtreibt, das ist es, was viele quält. Und ich denke, daß es auch das ist, was Jörg Zink mit den Worten einfängt: „die ihr seufzt unter harten Geboten und unter der Angst, es Gott nicht recht zu machen“. Denn Gott ist für die allermeisten eine nicht hinterfragbare Größe. Das Aussprechen des Wortes „Gott“ ist oft – so paradox es scheinen mag! – nicht eine vertiefte Kommunikation, sondern das Abbrechen des Gesprächs. Das Wort „Gott“ wird benutzt als die Verlängerung des eigenen verinnerlichten Anspruchs auf andere. Damit ich selber ihn nicht aufgeben muß.

Das Ergebnis sind die berühmten „Potemkinschen Dörfer“, die Fassaden, die etwas anderes vortäuschen, als dahinter ist, die Bilder, die wir gerne bei anderen als Eindruck hinterlassen in dem Wissen, daß wir sie gar nicht ausfüllen können. Im Wissen, daß es bei uns ganz anders aussieht: daß wir eigentlich viel schwächer sind oder viel stärker, daß wir eigentlich viel ruhiger sind oder viel nervöser, daß wir eigentlich viel verzweifelter sind oder viel fröhlicher, daß wir eigentlich viel herzlicher sind oder viel abweisender, als wir uns geben.

Umgekehrt erlebe ich auch, daß dort, wo jemand „den Stier bei den Hörnern packt“ und auf die Hülle, die Fassade keine falsche Rücksicht nimmt, eine befreiende Ehrlichkeit möglich wird. Ein Beispiel, wenn auch nicht aus meiner eigenen Erfahrung:

„Ein Freund ... hatte in seiner Gemeinde eine Frau, die sich so übermäßig viel mit Theologie und Bekehren anderer Leute beschäftigte und sich so durch und durch in religiösen Betätigungen verlor, daß sie allen zur Last fiel. Eines Tages führte er mit ihr ein ernstes Gespräch und sagte ihr, daß die Religion in ihrem Wesen zu einem Krebsgeschwür gewuchert sei. »Schneiden Sie es aus!« schrie er sie plötzlich an. Sie blieb natürlich vor Schrecken sprachlos, gehorchte aber seinen Anweisungen, verließ die Kirche, verweltlichte ihr Leben vollständig und wurde eine tatkräftige, überall beliebte Pferdezüchterin. Mein Freund erklärte mir dann, daß, solange sie ein einziges althergebrachtes biblisches Wort in den Mund nahm, es sich in ihrem Munde umdrehte und zu einer Waffe der Kritik oder des Angriffs gegen ihre Nachbarn wurde; sie fand den Frieden dadurch, daß sie die ganze Kirchensprache mit Stumpf und Stiel aus sich ausjätete. Die organisierte Religion mußte für sie auf ein Minimum beschränkt werden, um die Religion in ihr überhaupt wieder wach werden zu lassen. Und als sie sich der Autorität des Geistlichen beugte, handelte dieser in diesem Falle im Namen der lebendigen Kirche, die in ihres Vaters Hause viele Wohnungen anerkennen muß. Christus kam als ein Laie in die Welt. Auch in der Welt sind wir bei ihm.“¹¹

Wie gesagt: ein Erlebnis in dieser Schärfe fehlt mir. Aber ich habe die Ahnung, daß solch schockierende Ehrlichkeit heilsamer ist als das Mitspielen von Unehrlichkeit. Wir tun uns keinen Gefallen, wenn wir auch dann einander beteuern, daß wir

- im Gebet alles sagen und Gott anheimstellen,
wenn wir in Wahrheit „nicht wissen, was wir beten sollen, wie sich's gebührt“;
- schlimme Erfahrungen aus Gottes Hand nehmen,
wenn wir in Wahrheit der Verzweiflung nahe sind;
- täglich unsere Kraft von Gott empfangen,
wenn wir uns in Wahrheit kraftlos und leer fühlen;
- die Hilfe Gottes erfahren haben,
wenn wir uns in Wahrheit allein und verlassen fühlen.

Wir sind zu solchen Behauptungen nicht verpflichtet. Und sollten sie nicht voneinander fordern. Bekenntnis ist nur dann gut und wichtig, wenn die Erfahrung echt ist. Vom ehrlichen Eingeständnis unserer Ängste und Nöte, unserer Ratlosigkeit und Fehler geht die Welt nicht unter, vielmehr erfahren wir darin Gottes heilsame Nähe. Gott, der als liebender Vater und tröstende Mutter erkannt wird, hört auf, ein „Tyranne“ zu sein:

Dient Gott, wie ich ihm diene, ich will es euch lehren.
Ich herrsche nicht über euch
und Gott ist mir nahe in liebender Demut.
Aufatmen sollt ihr (denen Gott ein Tyrann war).
Denn Gott zu dienen wie ich ist schön,
und leicht ist die Last, die der Glaube mir nachträgt.

Die Welt geht nicht unter vom Zugeben der eigenen Begrenztheit. Die Welt öffnet sich uns vielmehr, eine Welt ungeahnter Freiheit!

In diesem Sinn bin ich dabei zu lernen, den Begriff „Heuchler“, der im Matthäus-Evangelium oft vorkommt, nicht als harten Vorwurf zu hören, den ich vor Schreck nicht auf mich anwende. Er benennt eine Gefahr, in der ich mich ganz leicht befinde. Ich bin dabei nicht allein. Ich bin da nicht besser, aber auch nicht schlechter als andere. Wir können einander helfen – so oft und so weit wir Offenheit wagen.

Wo wir es nicht tun, wo wir die Fassade nicht fahrenlassen wollen, bleiben wir gezwungen, uns voneinander abzugrenzen. Dann werden wir einander nicht als Geschwister erkennen, deren Eigenheiten Gottes Geist als Gnadengaben in Dienst nimmt. Sondern als Konkurrenten: Ich kann mich

¹¹ Eugen Rosenstock-Huussy, Des Christen Zukunft, Moers 1985 (Nachdruck), S. 152f.

nicht daran freuen, daß jemand etwas besser kann als ich. Ich will es *genau so gut* können, tun, leisten. Und weil das nicht gelingt, achte ich besonders auf das, was dem Bewunderten *nicht* gelingt. „Der kocht auch nur mit Wasser.“ Die reinste Freude ist dann nur mehr die Schadenfreude. Achtzig Prozent unserer Gespräche sind dann Auseinander-Setzungen, bei denen nicht mehr deutlich ist, daß die Kontrahenten zwei Seiten einer Medaille vertreten. Das Rechtbehalten ist ein deutliches Indiz dafür, daß das Gespräch nicht gelang.

„Zynischer Trost ist manchem im Scheitern das Scheitern der andern;
stürzendes Brudertier! Entsinne dich deiner Flügel!“¹²

Wo Meinungen hart aufeinandertreffen und *beide* sich verändern, dort scheint die Wahrheit auf, die beide Meinungen und Stellungen (kriegerische Sprache!) umschließt und auf den Weg bringt: Die Gegner sind Gegen-Stücke, die zusammengehören wie Schloß und Schlüssel, wie links und rechts, wie vorwärts und rückwärts, wie Licht und Schatten, wie Form und Inhalt. „Nichts von dem, was wir im anderen verachten, ist uns selbst ganz fremd.“¹³

Nicht übergroße Lasten sind die Qual unserer Zeit. Sondern „Vorurteil und Streit“: Vorurteil als Fassade, die ich *mir* bewahren, bei Konkurrenten aber lächerlich machen möchte; Streit als Beweisen des eigenen Wertes, indem ich mich von anderen ab-setze und unter-scheide, indem ich aus Angst Gemeinschaft verweigere.

Spannender als Auseinandersetzung ist Versöhnung, wenn Gott in der Nähe ist. „*Ohne dich* ist unsre Zeit so voll Vorurteil und Streit, mach zum Frieden uns frei auf dein Geheiß.“

5. Gesellschaft

Besonders hart und unvermittelt wird „Vorurteil und Streit“ – die Welt des Scheins und der Konkurrenz – in der pluralistischen Gesellschaft erlebt. Das gilt nicht nur im wirtschaftlichen, sondern in nahezu jedem gesellschaftlichen Bereich. Nicht nur am Arbeitsplatz werden Menschen *gegeneinander* in den Wettbewerb, „ins Rennen“ geschickt, sondern auch im Blick auf die Verteilung von Fördermitteln, im Hinblick auf soziale Leistungen, die der Staat gewährt oder von ihm beauftragte Institutionen, im Blick auf rarer werdende Chancen und Ressourcen. Die kirchliche Haltung dem gegenüber äußert sich oft in einer so oder ähnlich formulierten Grundstimmung: „In dieser kalten, kalten Leistungszeit will ich mir meine Nachdenklichkeit leisten“¹⁴.

Aber das ist bestenfalls die eine Seite einer vielseitigen Angelegenheit. Die Gesellschaft, in der wir – an vielen Stellen immer noch mit großem Nachholbedarf – seit wenigen Jahren leben, ist insgesamt nicht so unerträglich, daß die Menschen in ihrer Mehrheit flüchten würden (wie es ja gegen Ende – nein, von Anfang der DDR an der Fall war!). Wohin sollten sie auch flüchten? Alle Länder der Erde werden sich doch immer ähnlicher?

Nun, sie könnten ja in die Kirche(n) flüchten. Das tun sie nur zu einem sehr kleinen Teil, wenn wir auf die entwickelte Industriegesellschaft sehen. Zwar wird immer wieder einmal der Wunsch geäußert, daß eine „Welle der Bekehrung“ auch in den Mutterländern der „westlichen“ Gesellschaft entstehen und sich ausbreiten möge, nicht nur in den Ländern, die mit Macht einen ähnlichen Lebensstandard anstreben. Zuweilen wird das in den anfänglich überraschenden Gedanken gefaßt, daß Missionare nunmehr nicht nur „von Nord nach Süd“, sondern in der umgekehrten Richtung geschickt werden mögen – wir hätten’s nötig.

Dabei wird eine Kleinigkeit übersehen: die nun bald zweitausend Jahre alte christliche Tradition. Von hier aus hat sie sich über die Welt verbreitet. Und wohin diese Tradition missionarisch „exportiert“ wurde, war sie verknüpft mit der Einführung einer fremden Kultur, bestenfalls mit einer Um-

¹² Aus einem Lied von André Heller.

¹³ Dietrich Bonhoeffer (Hg. E.Bethge), Widerstand und Ergebung, Gütersloh ¹²1983, S. 17

¹⁴ Noch einmal André Heller.

wandlung der einheimischen. Je erfolgreicher die Mission, desto erfolgreicher der Kulturexport; und umgekehrt: je erfolgreicher die „Zivilisierung“, desto einleuchtender war auch die neue Botschaft vom Gott, der an keine Grenzen gebunden ist, vom Wert des von diesem Gott geliebten Individuums. Christentum – und auch der Islam – scheint untrennbar verknüpft mit gesellschaftlichem Fortschritt. Von daher ist es verstehbar, daß in den „Schwellenländern“ die christliche Mission (bzw. die Ausbreitung des Islam) solchen Erfolg hat. Das ist in Europa und seinen „Ablegern“ in Nordamerika nicht der Fall. Und wird es vermutlich auch in Zukunft nicht sein. Hier gehört(e) das Christentum als fester Bestandteil zur Kultur. Viel zu eng sind die verbindenden Werte der Gesellschaft mit der christlichen Botschaft verknüpft und von ihr geprägt. Nur erkennen sie viele Christen in der veränderten, „säkularisierten“ Form nicht wieder.

Ein kurzer, aufmerksamer Blick schon belehrt uns, was alles aus der Kirche „ausgewandert“ ist und ohne oder mit nur wenig Beteiligung der Kirche gepflegt und geübt wird:

In der Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik ist von „Gott“ die Rede. Es darf unterstellt werden, daß damit der Gott des Christentums gemeint ist. Entscheidende Passagen der Gesetzgebung werden von den damit gesetzten Werten geprägt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.“ „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“¹⁵ Solche unerläuterten, nicht erklärbaren und deshalb auch nicht hinterfragbaren Grundrechte könnten noch mehrere zitiert werden. Diese Grundrechte scheinen zunächst wenig juristische Kraft zu haben. Aber nicht nur die Rechtsprechung ist daran doch recht fest gebunden: vor allem werden diese Rechte durch Diskussionen in der Öffentlichkeit immer wieder in Erinnerung gerufen und so in ihrer Wirkung bekräftigt. – Ausdrückliche Zielsetzung des Staates ist (noch) größtmögliche soziale Gerechtigkeit. Die Sozialarbeit, an vielen Stellen auch in ihrer säkularen Form von der Kirche begonnen, hat breite Akzeptanz; oft ist auch bewußt, daß soziale Gerechtigkeit wirtschaftlichen Erfolg und Gewinn eher fördert als schmälert. – Daß Menschen nicht vom Brot allein leben, sondern auch von dem Wort, mit dem sie angesprochen werden, daß das Hauptproblem in einer Industrie- und Arbeitsgesellschaft die zu geringe oder völlig fehlende menschliche Zuwendung ist, wird nicht immer so betont, ist aber doch als Erkenntnis weiter verbreitet, als es auf Kanzeln glauben gemacht wird. Sowohl Psycholog/inn/en als auch viele Zeitungsspalten, besonders in Regionalblättern, machen darauf aufmerksam. Die Einschaltquoten von Talk-Shows, die sich besonders diesem Bedürfnis zuwenden, sprechen deutlich für sich. Vielfach ist da regelrechte Seelsorge zu beobachten, und Hunderttausende oder gar Millionen schauen und hören zu, wenn Menschen sich in frappierender Offenheit und erstaunlicher Klarheit zu ihren persönlichen, ja intimen Problemen äußern: der Talk-Master versteht mich, weiß, wovon ich rede, was ich erleide; Hunderte im Studiopublikum und Ungezählte vor den Fernsehschirmen nicken verständnisvoll mit dem Kopf und fühlen sich verstanden. Die meisten von ihnen wissen nicht, daß es auch innerhalb der Kirchen ähnlich tabufreie Begegnungen geben *kann* (Telefonseelsorge z.B. wäre ohne entsprechende Schulungen nicht denkbar); in Erinnerung, in viel zu guter Erinnerung ist, daß die Kirche Denk- und Sprechverbote erteilt hat (und, Gott sei's geklagt!, noch immer erteilt). Wozu die mühsame und nicht immer erfolversprechende Kontaktaufnahme mit dem Pfarrer drei Dörfer weiter, wenn ich in meiner Stube nur einen Knopf zu bedienen brauche? – Die Grundhaltung gegenüber Kirche und Kirchen scheint eine überkritische zu sein. „Alles nun, was sie euch sagen, das tut und haltet; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht handeln; denn sie sagen's zwar, tun's aber nicht.“ Was vor zwei Jahrtausenden den Vorfahren in der Tradition des Christentums bescheinigt wurde, scheint nun weithin auf die Nachfolger angewendet zu werden. Und doch: Immer wieder taucht auch öffentlich der Typ des glaubwürdigen Christen auf, der sich um Bedürftige sorgt, für sie da ist und Zeit hat, der Flüchtlinge aufnimmt oder mit gegen Atommülltransporte demonstriert, der Andersdenkende akzeptiert, der unabhängig vom Geruch und Benehmen eines Menschen die unbedingte Liebe Gottes aussagt und lebt; viele bekannte und erfolgreiche Filme (nur als Beispiel) haben hier ihren

¹⁵ Nacheinander zitiert: Art. 1, Abs. 1; Art. 3, Abs. 1; Art. 14, Abs. 2 (Fassung 1990)

heimlichen Höhepunkt¹⁶. Aber Heuchelei wird nicht verziehen, zu hart sind dafür die Lektionen, die die meisten Menschen im Laufe des Lebens lernen müssen. Sie ziehen es vor, außerhalb der verfaßten Kirchen die Diskussionen zu führen, die für den Erhalt und die neue Durchsetzung ethischer Werte notwendig sind. Sie halten dafür sogar manchen Druck alleine aus, den die Kirche ihnen lindern könnte.

Ob es uns gefällt oder nicht: Die Gesellschaft, in der wir leben, ist viel stärker vom Christentum geprägt und wesentlich beeinflußt, als den meisten bewußt ist. Echte Atheisten (deren gibt es verschwindend wenige!) wissen sich dessen kaum zu erwehren, klagen zuweilen darüber und bezeugen den Tatbestand auf diese Weise. Sie sind wahrscheinlich diejenigen, die davon ein einigermaßen objektives Bild vermitteln können. „Es zeigt sich ..., daß unsere Welt weit über die Blässe offiziellen Kirchentums hinaus eine christuserfüllte Welt ist. Mein Freund würde sein Gemeindeglied nicht aus der Kirche geschickt haben, wenn das eine Verbannung ins äußerste Heidentum oder Judentum bedeutet hätte. Die Saat des Christentums keimt jetzt aber in weltlichen Lebensformen ebenso reichlich wie in den Kirchenbänken, und einige Seelen werden sich von dem Lichte vollen christlichen Bewußtseins abwenden und an der Peripherie verchristlichter Berufe leben müssen, wo sie nur indirekt von den Folgen des Christentums umgeben sind. Indem sie allem lärmenden Konfessionalismus entsagen, können neue Erkenntnisse des Glaubens entstehen. Faktisch leben ja Millionen bereits so. Aber unsere Liebe muß sie erreichen.“¹⁷

Wege (Plural!) heilender Gemeinschaft kann deshalb nur heißen: unseren Weg als einen von vielen zu sehen. Aber auch das und gerade das könnte uns helfen, Potemkinsche Fassaden gar nicht erst zu basteln, für die Liebe keine Umwege zu suchen, sondern direkte Wege zu gehen. „Die Ehrfurcht und Achtung, die wir anderen schulden, wird uns befähigen, ihnen zuzuhören, ihren Worten und ihren Taten. In mancher Hinsicht sollte die Kirche Augen und Ohren der Gesellschaft sein, sich dessen bewußt, was vorgeht, und instande wahrzunehmen, *welche* Antwort der Liebe erforderlich ist. Das bedeutet auch zu hören, was über die Kirche gesagt wird, zu spüren, wie wir gesehen werden und wie wir – im Kontrast zu unserer Vorstellung davon – tatsächlich sind. Solches Hören wird auch unser Verstehen von der Größe des Evangeliums erweitern, denn wir sind genötigt, uns ihm mit Fragen zu nähern, auf die wir selbst nicht gekommen wären. Jedesmal, wenn wir das tun, laufen wir Gefahr, keine Antwort zu haben. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß wir so unser *eigenes* Verständnis des Evangeliums finden, und daß es sich dadurch verändert und wächst, genauso wie unser Vertrauen zu ihm. Vor allem werden wir neue Tiefen des Glaubens entdecken und eine Ahnung davon bekommen, wie wir von denen lernen können, die – in Armut und Bedürftigkeit – häufig viel besser die Bedeutung von Christi einsamer Geburt und demütigem Dienst wahrnehmen, als jene in besseren Umständen es tun.“¹⁸

Gelöscht: Bewundernswert waren für mich (wiederum ein Beispiel für etliche andere) während der DDR die Wehrdienstverweigerer und Bausoldaten, die es ohne den Rückhalt einer christlichen Familie, Kirchgemeinde oder eines Kirchen„fürsten“ wagten, einen solchen Weg zu gehen und die ihn ganz individuell vor sich und anderen begründen mußten.

¹⁶ zu nennen wären etwa: „Das Schlangenei“, „Einer trage des anderen Last“, „Die Farbe Lila“, „In der Mitte entspringt ein Fluß“

¹⁷ Eugen Rosenstock-Huussy, a.a.O., 153 (Fortsetzung des Zitats von Anm. 11)

¹⁸ Sharing in God's Mission. A programme for a living Church („Teilhabe an Gottes Mission. Ein Programm für eine lebendige Kirche“), Methodist Home Mission Division (Britische MK) 1985, S. 24f., eigene Übers., Hervorhebungen von mir. Originaltext:

„The awe and respect we owe to others will enable us to listen to them, their words and their deeds. In some ways the church should be the eyes and ears of society, aware of what is happening and able to discern what response of love is required. It also means listening to what is said about the church to perceive how we are seen and how we really are, by contrast with what we imagine to be the case. Such listening will also enhance our understanding of the greatness of the gospel for we are forced to address it with questions we would not have thought to ask. Each time we do so we run the risk of having no response. It is much more likely however that we will find our own understanding of the gospel changing and growing as well as our confidence in it. Above all we shall discover new depths of faith and understanding as we learn from those who, in poverty and need, often perceive the meaning of Christ's lonely birth and humble ministry far better than those in better circumstances do.“

Kirche

Das soeben Gesagte könnte so verstanden werden, als ob ich es gar nicht mehr so wichtig finde, ob es nun die Kirche gibt oder nicht, ob Christentum ausdrücklich da ist oder aufgelöst in vielen verdünnenden Substanzen. Eine Verhältnisbestimmung zwischen Kirche und Gesellschaft oder – umfassender – zwischen Glaube und Welt gelingt uns nur, wenn wir auch diese neuen und in früheren Zeiten so nicht möglichen Erfahrungen deuten mit Worten der Schrift; und da wir mit dem Thema ohnehin auf das Matthäus-Evangelium gewiesen wurden, ist es um so leichter, das treffende Zitat zu finden (Kapitel 5):

¹³Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als daß man es wegschüttet und läßt es von den Leuten zertreten.

¹⁴Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. ¹⁵Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind.

Christen sind Salz, nicht die Speise. Nachfolgerinnen sind Licht, nicht das Beleuchtete. Das Beleuchtete, das nicht mehr dunkel bleiben soll, ist die Welt. Die Speise, die durch Salz genießbarer, aber auch haltbarer wird, die durch das Salz erst ihren eigenen Geschmack entfaltet, ist die Erde.

Wozu ist Christentum gut? Ich stelle immer wieder erstaunt fest, mit wie vielen Leuten ich mir einig bin in der Einschätzung, daß Christentum und Kirche unverzichtbar sind in unserer Welt, und zwar in einem ganz qualifizierten Sinn. Unsere Wirklichkeit bleibt geprägt von Vorurteil und Streit. Das Gesetz in seiner nicht nur belastenden, sondern geradezu vernichtenden Funktion, wie sie uns mittelbar in den Worten Jesu, reflektiert besonders im Römerbrief von Paulus deutlich wird, ist nämlich mit „ausgewandert“ beim Gang des Evangeliums in die Vielfalt der Welt. „Ich tue nicht, was ich will, sondern was ich hasse, das tue ich.“¹⁹ Was Paulus im Rückblick auf seine geknechtete Vergangenheit feststellt: auf wen trifft es mehr zu als auf einen Menschen des Industriezeitalters, der durch seine Erwerbstätigkeit gezwungen ist, Tag für Tag die immer selben Handgriffe auszuführen? Der reduziert ist auf eine bestimmte, sehr begrenzte Funktion in einem komplizierten Zusammenhang, den er bzw. sie nicht mehr durchschaut? Der im allgemeinen Bemühen, Zeit zu sparen (weil Zeit Geld ist), immer mehr Zeit dranhetzt und dennoch fürchten muß, schließlich selber eingespart zu werden.

Paradox: Diese Tätigkeit ist ja eigentlich begonnen worden, damit es Menschen besser geht, aus einem Glücksstreben heraus. Aber sie steht unter einem Zwang, der zu diesem Glücksstreben in gar keinem Verhältnis mehr steht – und doch immer weiter von diesem vorangetrieben wird.

„Das Streben nach Glück (pursuit of happiness) nennt die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 neben Leben und Freiheit als eines der drei Menschenrechte. Es ist gewiß ein Ausdruck der Toleranz und damit der Nächstenliebe, dem Menschen sein Konzept des eigenen Glücks zu gönnen. Aber die kirchliche Lehre von der Sünde enthält eine tiefe ... Erfahrung, der sich die Glücksorientierung meist entzieht. In moderner ... Sprechweise kann man sagen, daß für ein Lebewesen ... das Angenehme ein Indikator des Zuträglichen ist. Leiden aber ist dann ein Indikator notwendiger Veränderung. [...] Das Leiden unfühler zu machen, heißt oft genug, den Wecker aus dem Fenster zu werfen, um weiterschlafen zu können. Das spontane Sündenbewußtsein ist ein solcher Wecker.

In unserem Jahrhundert bereitet sich eine Krise der Neuzeit vor. ... Als einzige Chance ersch(eint) uns eine Leistung gemeinsamer Vernunft. Diese müßte sich gegen die kurzsichtige Rationalität der Einzelinteressen durchsetzen und gegen die starken Affekte, die diese Interessen begleiten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand den notwendigen Bewußtseinswandel vollziehen kann, der nicht durch die Verzweigung hindurchgegangen ist und den nicht der Affekt der Nächstenliebe aus der

¹⁹ Römer 7, 15

Verzweiflung gerettet hat.

Dies aber ist die Figur der christlichen Eschatologie. Verzweiflung ist die seelische Vorwegnahme des Gerichts, und Nächstenliebe ist das neue Leben. Wenn die Kirche die Tradition ihres Ursprungs versteht, so hat sie heute der Welt etwas zu sagen, was ihr niemand sonst sagen kann.²⁰

Diese Aussage hat mir ganz wesentlich zum Verstehen unseres Glaubens geholfen. Ich gebe zu, sie ist in den letzten Sätzen sehr abstrakt. Ich will versuchen, sie an Beispielen deutlicher zu machen. Aber die Formulierungen sind mir auch wichtig: „Dies ... ist die Figur der christlichen Eschatologie.“ Damit ist die Reihenfolge: Kreuz – Auferstehung gemeint, von der Christen sagen, daß sie Heilsbedeutung hat für unser Leben, aber auch für die ganze Welt und sogar im Blick auf ihr Ende²¹. Auf eine Formel gebracht, könnte man sagen: „Erst das Ende, dann der Anfang“, das ist der Kern des christlichen Glaubens. „Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit.“²²

Das ist individuell erfahrbar: Wir scheitern mit unserem Gut-Sein-Wollen, wir scheitern, weil wir es andern immer recht machen wollen. Wir sterben daran – und Gott schenkt uns neues Leben.

Der Süchtige muß auf das Gesicht fallen, damit er sich helfen läßt und begreift: Ich habe nur eine Chance – nie mehr der Sucht nachgeben. Der unternehmungslustige Sohn landet bei den unreinen Schweinen – da fängt er an, etwas von seiner wahren Heimat zu ahnen.

Und es ist eine kosmische Wahrheit: Die Welt geht zugrunde – jährlich, täglich, stündlich; da, siehe: „... ich sah das neue Jerusalem vom Himmel herabfahren, geschmückt wie eine Braut für ihren Bräutigam.“²³ Erst das Ende, dann der Anfang.

Und nun noch einmal die weiteren Sätze: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand den notwendigen Bewußtseinswandel vollziehen kann, der nicht durch die Verzweiflung hindurchgegangen ist und den nicht der Affekt der Nächstenliebe aus der Verzweiflung gerettet hat. ... Verzweiflung ist die seelische Vorwegnahme des Gerichts, und Nächstenliebe ist das neue Leben.“

Es kann aufatmen und frei sein, es geht Schritte auf Wegen heilender Gemeinschaft, wer singen kann:

„In Sünd war ich verloren, sündlich war all mein Tun;
Nun bin ich neu geboren in Christo, Gottes Sohn;
der hat mir Heil erworben durch seinen bitteren Tod,
weil er am Kreuz gestorben für meine Missetat.“

„Wenn die Kirche die Tradition ihres Ursprungs versteht, so hat sie heute der Welt etwas zu sagen, was ihr niemand sonst sagen kann.“

Das ist es, warum christlicher Glaube, warum Kirche unverzichtbar ist: Diese Erfahrung kann jede und jeder machen. Niemand ist davon ausgenommen.

Ich erlebe Kirche nicht nur, aber doch häufig und vor allem beständig als eine Gemeinschaft, in der Aufatmen und frei sein möglich ist. Und zwar für ganz verschiedene Leute. Für alle – eigentlich.

Da spricht mich jemand an, mit dem ich mich noch vor einem halben Jahr kaum freiwillig unterhalten hätte. Er fragt mich nach meiner Meinung in einer theologischen Frage. Wir wissen beide, daß wir noch vor kurzem scheinbar Welten auseinanderlagen. Wir unterhalten uns länger als eine halbe Stunde – theologisch. Entdecken Gemeinsamkeiten. Mindestens einer von uns beiden ist „durch die Verzweiflung hindurchgegangen und durch den Affekt der Nächstenliebe daraus gerettet worden“. Er bekennt, daß er sich vorher zu wenig mit Geschwistern anderer Meinungen unterhalten hat. Er

²⁰ C.F.v.Weizsäcker, Die Zeit drängt, München ⁶1987, S. 73

²¹ (és-chatos [grch.] = Letztes)

²² Offenbarung 1, 18

²³ Offenbarung 21, 2

hat seine Fassade durchbrochen. Ich bin beschämt, daß er mich anspricht – und weiß doch im selben Moment: „Die auf ihn sehen, werden strahlen vor Freude, und ihr Angesicht soll nicht schamrot werden.“²⁴

Zu einer anderen Zeit bin ich durch einen Dienstaustausch in einer englischen Großstadt. Auch Besuche in einem städtischen Krankenhaus gehören zu meinen Aufgaben. In ihm gibt es eine anglikanische Kapelle, aber das Team, das dort arbeitet, ist ökumenisch. Ich bekomme eine Liste, auf der ich die besuchten Patienten eintrage. Ich soll nur sagen: „Ich komme von der Kirche“, nicht, von welcher. Nur falls ein katholischer Patient etwa eine Salbung wünscht, soll ich das weitersagen und nicht selber handeln. Nicht *irgendeine*, die Kirche ist gegenwärtig in diesem Krankenhaus. Christen an diesem Ort müssen durch die „Verzweiflung“ des Konfessionalismus „hindurchgegangen und durch den Affekt der Nächstenliebe daraus gerettet“ worden sein, daß sie das so tun. Sie haben die Fassade durchbrochen.

Bei einer Distriktsversammlung treffe ich Kollegen, die kurz vor dem Ruhestand überlegen, wie Gemeindebezirke zusammengelegt werden könnten, damit Teamarbeit möglich würde – deutsche Kollegen wohlgermerkt, denen im allgemeinen bescheinigt wird, daß sie „extrem teamunfähig“ seien. Ob sie durch die „Verzweiflung hindurchgegangen“ sind, daß Einzelkämpfertum in der Kirche tödlich ist? Sind sie durch den „Affekt der Nächstenliebe“ dazu befreit worden, hinter der Fassade des „Ich-kann-das-schon-Allein“ hervorzukommen?

Nur in der Kirche wird diese Wahrheit tradiert, daß auf das Ende der Anfang folgt. Nur der christliche Glaube behält die Erkenntnis, daß Jesus uns Menschen neu geschaffen hat, indem er seinem Gottvertrauen treu blieb angesichts des Todes, der die Konsequenz seines Lebens war. Er überwand den Tod, indem er ihn bewußt auf sich nahm: „Es ist vollbracht.“²⁵ Er setzte sein Vertrauen auf das Jenseits dieser Todesgrenze. Und wurde darin bestätigt.

Deshalb überwindet der Glaube den Riß, der die Welt entzweit. Kirche wird erlebt und akzeptiert, wo sie verschiedene Menschen eint, wo sie die Gemeinschaft darstellt, die sonst durch Vorurteil und Streit verhindert wird.

Kirche ist denkbar und erfahrbar als eine Gemeinschaft, in der extrem Arme wie extrem Reiche gleichermaßen Heimat haben können, Menschen, die „unannehmbar sein können vom anderen Ende der Gesellschaft her – die sehr Armen oder die sehr Reichen, die Kraftlosen oder die sehr Kraftvollen“²⁶. Eine Kluft, die sonst kaum überbrückbar scheint, kann von der Kirche als Spannung ausgehalten werden, indem sie für Bedürftige da ist (ein Dienst, der ihr gerne überlassen wird) und gleichzeitig aufmerksam macht auf die horrende Verantwortung, die in sehr großem Besitz besteht und darauf, daß keineswegs alle, die vermögend sind, gewissenlos mit dieser Begabung umgehen, sondern zuweilen eine große Last für andere tragen. Die meisten Menschen sind froh, solche Verantwortung nicht tragen zu müssen, auch wenn Neidgefühle diese Tatsache leicht verdecken.

Voraussetzung für heilende Gemeinschaft ist hier, daß die eine Gruppe von Menschen nicht an die andere oder wegen der anderen verraten wird.

Kirche ist denkbar und erfahrbar als eine Gemeinschaft, in der Alt und Jung einander achten, sich miteinander unterhalten, ihre Erfahrungen gegenseitig ernst nehmen; die Nöte von Kindern und alten Leuten ähneln sich in vielem. Wie kaum eine andere Institution ist Kirche von ihrer Struktur her an beide gebunden und beiden verpflichtet: den Alten als der lebendigen Geschichte und dem Gedächtnis der Gesellschaft, den Kindern als Zukunft, die behütet und ermöglicht werden will.

Voraussetzung für heilende Gemeinschaft ist hier, daß die Kirche Tendenzen der Gesellschaft wider-

²⁴ Psalm 34, 6

²⁵ Johannes 19, 30

²⁶ Sharing in God's Mission, S. 24: „(Some with whom we get involved) may be unacceptable from either end of society - the very poor or the very rich, the powerless or the very powerful.“

steht, verschieden leistungsfähige Personengruppen in irgendwelchen Einrichtungen zu sortieren. Ihre Veranstaltungen werden immer wieder auf beide bezogen sein.

Kirche ist denkbar und erfahrbar als eine Gemeinschaft, in der Kranke und Gesunde einander begegnen und aneinander lernen. Außer medizinischen Einrichtungen hat fast nur die Kirche so viel mit Kranken zu tun, und eher als diese hat sie die Chance, beide miteinander in Kontakt zu bringen.

Hier wünsche ich mir viel stärker, als es bisher der Fall ist, daß wir miteinander den heilenden Jesus entdecken, der „nicht bedurfte, daß ihm jemand Zeugnis gab vom Menschen; denn er wußte, was im Menschen war“²⁷. Jesus ging sehr verschieden mit verschiedenen Kranken um: einem Aus-sätzigen, Ausgestoßenen bot er Kontakt, auch Hautkontakt, ihm, vor dem sich alle ekelten²⁸. Blinde fragte er streng: „Glaubt ihr, daß ich euch sehen machen kann?“ Denn es ist schmerzhaft, die Augen geöffnet zu bekommen²⁹. Neu zu entdecken ist auch, daß Jesus Geheilten oft verbot, über das Erstaunliche ihrer Heilung großartig zu berichten. „*Dein* Glaube hat dir geholfen“, konnte er sagen – eine Erfahrung, die Mediziner bestätigen können: daß es auf die Mitwirkung des Patienten ankommt.

Voraussetzung für heilende Gemeinschaft ist hier, daß wir die Symptome von Krankheit anders deuten als ein nur störende Ereignisse. Auf die Mitwirkung des Kranken setzen heißt nicht, seinem Wunsch zu folgen, das Symptom so schnell wie möglich loszuwerden. Symptome sind Symbole. Mut gehört dazu, bei Infarktgefährdeten zu fragen, was diesen so zu Herzen geht; bei Beleidigten, was sie wohl in sich hineinessen; bei Rückenschmerzen agiler Kollegen zu erkennen, daß sie sich zu viel aufgebürdet haben. Der Körper wie die Seele bleiben viel zu oft außen vor, durch Krankheit machen sie auf sich aufmerksam.

Kirche ist denkbar und erfahrbar als eine Gemeinschaft, eine Gemeinschaft, in der Menschen aus dem Osten und dem Westen ihre Animositäten überwinden, weil sie wissen, daß sie aufeinander angewiesen sind. Im Gegensatz zu weiten Teilen der Gesellschaft begegnen sich Ost und West in der Kirche *freiwillig*, leider zuweilen mit der Konsequenz, daß sie hier einander auch stärker meiden! Wir könnten uns und andere daran erinnern, wie wichtig und wohltuend in Zeiten der durch Staat erzwungenen Abgrenzung die wechselseitigen Kontakte waren.

Voraussetzung für heilende Gemeinschaft ist hier, daß die Kritik von der jeweils anderen Seite nicht verdrängt wird. Perfektionismus, der sich in Äußerlichem erschöpft, Kommunikation, die sich auf Werbung reduziert werden besonders von „Ostlern“ als penetrant empfunden, weil sie gerade eine herbe Enttäuschung damit erleben, die mir in ihrer Zerstörungskraft noch kaum erfaßt erscheint: sie nahmen den schönen Schein für bare Münze (der Kaffee an der Grenze war ja auch Ausdruck ehrlicher Freude! Bei dem Hundert-Mark-Geschenk ist das im Nachhinein schon nicht mehr so sicher) und stehen nun in der Gefahr, so schnell niemandem mehr zu trauen.

Reduzierung auf wenige Lieblingsthemen und Ablehnen von Neuem, Jammern über Chancenlosigkeit ohne das Nutzen vorhandener Möglichkeiten, Geltenlassen nur der eigenen Erfahrung sind Dinge, die den „Westlern“ auf die Nerven fallen können.

Dabei stehen wir gemeinsam in der Gefahr, uns auf eingefahrene Gleise zurückzuziehen – zu groß scheinen die Herausforderungen, denn es gibt nicht nur Ost und West, sondern auch Nord und Süd; zu nah scheint die Verzweiflung, denn wir ahnen alle, daß die bisher erfolgreichen Wege nicht Wege der Verheißung sind. Aber vor dieser Verzweiflung schützt uns nicht Abgrenzung, sondern kann uns nur der Affekt der Nächstenliebe retten.

Gott ist es, der die Gegensätze überspannt, der „die Welt versöhnte in sich selber“³⁰ und der nach allem „sein wird alles in allem“³¹.

²⁷ Johannes 2, 25

²⁸ Matthäus 8, 2 - 4

²⁹ Matthäus 9, 27 - 30

³⁰ 2. Korinther 5, 19

Er ist unser Vater, „wir die Kinder, die er liebt,
mit denen er von Ewigkeit zu Ewigkeit
das Leben und das Sterben übt.“³²

Gelingende Gemeinschaft – Ein Beispiel

Abschließend möchte ich eine Szene schildern, die mir zum Inbegriff gelingender, heilender Gemeinschaft geworden ist und die auch einen Aspekt noch einfügt, den ich bis jetzt ausgelassen habe – das Urbild aller Gemeinschaft: das Gegenüber von Mann und Frau, die *beide* Eltern sein können, Mutter und Vater, Bild von Gott:

Bei einem Ritterfest in einer Burgruine sind Musikanten da in mittelalterlicher Tracht. Zwei Trommler ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, Leute stehen im Kreis um sie und bewundern, wie der eine zaubernd einer Blechschale noch nicht gehörte Klänge entlockt. Der andere steht an zwei Pauken, auf denen er den Rhythmus antreibt, hörend, Schläge setzend, immer schneller und schneller. Ein etwa zweijähriges Mädchen will mittrommeln, greift nach den Schlegeln – aber der Musiker, ihr Vater, läßt die kleinen Hände nicht herankommen, hebt die Arme zu weit dafür, immer abwechselnd, so daß die kurzen Ärmchen ins Leere sich strecken. Obwohl Vorsicht ihn anleitet, ist es plötzlich passiert: das Mädchen hat sich weh getan, vielleicht einen Finger geklemmt, genau war es nicht zu sehen. Jetzt streckt sie beide Arme hoch, die weinende Stimme klingt wie eine Sirene zum Klang der Trommeln.

Da nimmt sie der Vater auf den Arm und spielt mit einer Hand weiter. Er setzt Schläge, treibt den Rhythmus an, immer schneller und schneller, hörend auf die Töne seines Kollegen. Schnell beruhigt sich die Tochter, zeigt den Finger, der weh tut, steckt ihn dem Vater in den Mund, der dafür die Lippen spitzt zum Trösten; und weiterspielt, Wirbel kommen hinzu, die Schläge eilen den Höhepunkten zu und kein Unterschied ist zu hören ob eine Hand oder zwei Hände, immer schneller und schneller.

Das Mädchen ist getröstet, gleitet sacht wieder zu Boden. Es hat nicht gestört.

³¹ 1. Kor 15, 28: „Wenn aber alles ihm untertan sein wird, dann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles unterworfen hat, damit *Gott sei alles in allem*.“

³² Hanns Dieter Hüsch